

Liebe Schwestern und Brüder,
liebe Seelsorgerinnen und Seelsorger,

ich heiÙe Sie alle zum Tag der pastoralen Dienste sehr herzlich willkommen.

Ich freue mich, dass Sie heute hier sind: aus Pfarreien und Gemeinden, aus kategorialen Feldern, aus Schulen, Kindertageseinrichtungen, Caritas, Verbänden, Einrichtungen und vielen anderen Orten kirchlichen Lebens. Diese Vielfalt gehört zur Realität unseres Bistums. Sie zeigt, dass Kirche im Bistum Essen nicht nur an einem Ort und nicht nur in einer Gestalt präsent ist, sondern in sehr unterschiedlichen Diensten und Verantwortlichkeiten.

Für Ihren Dienst danke ich Ihnen ausdrücklich. Viele von Ihnen arbeiten seit langem in Situationen, in denen sich die Bedingungen kirchlichen Handelns deutlich verändert haben. Sie kennen die Fragen, die Enttäuschungen und auch die Distanz vieler Menschen zur Kirche. Sie wissen zugleich, dass es weiterhin Interesse, Suche, Vertrauen und Verlässlichkeit gibt – oft leiser und weniger selbstverständlich als früher, aber nicht weniger bedeutsam.

Darum beginnt dieser Tag nicht mit einer abstrakten Problembeschreibung. Er knüpft an Erfahrungen an, die Sie in Ihren jeweiligen Aufgaben längst machen: in Begleitung, Verkündigung, Bildung, Beratung, sozialer Verantwortung, Liturgie, Projekten und Netzwerken. Vieles von dem, was wir heute bedenken, ist also kein bloÙes Zukunftsthema. Es prägt bereits Ihren Alltag.

Wir sind Kirche in einer Region, in der gesellschaftliche Veränderungen besonders konkret erfahrbar sind: im Ruhrgebiet und in Teilen des Märkischen Sauerlands, geprägt von Strukturwandel, kultureller und religiöser Vielfalt, Migration, neuen Kommunikationsformen und zugleich von sozialer Verwundbarkeit. Wer hier von Seelsorge spricht, kann nicht in einer kirchlichen Binnenperspektive bleiben. Seelsorge im Bistum Essen steht an der Schnittstelle von Evangelium und konkreter Lebenswirklichkeit. Sie fragt danach, wie die Botschaft Jesu Christi heute so bezeugt werden kann, dass sie verständlich, tragfähig und hilfreich wird – nüchtern und zugleich aus der Hoffnung des Glaubens.

Die pastorale Frage, wie wir heute glaubwürdig Kirche sind, lässt sich nicht von der Frage trennen, welches Bild vom Menschen unsere Kultur prägt. Genau hier setzt Papst Leo XIV. in seiner ersten Enzyklika *Magnifica Humanitas* an, die der Bewahrung des Menschen im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz gewidmet ist.

Darum kann kirchliche Erneuerung nicht darin bestehen, sich möglichst reibungslos an gesellschaftliche und technische Entwicklungen anzupassen. Ebenso wenig genügt es, bestehende Formen allein deshalb zu bewahren, weil sie lange getragen haben. Gefragt ist geistliche und pastorale Unterscheidung: Was dient der Würde des Menschen? Was stärkt Freiheit, Verantwortung und Beziehung? Was hilft, das Evangelium heute so zu bezeugen, dass es Menschen erreicht? Und was bindet Kräfte, ohne noch wirklich Sendung zu ermöglichen? Seelsorge wird unter diesen

Bedingungen nicht weniger anspruchsvoll, sondern anspruchsvoller. Sie braucht geistliche Tiefe, soziale Wachheit, theologische Klarheit und eine Sprache, die die Wirklichkeit erreicht.

Von hier aus ist auch zu verstehen, was Innovation in der Kirche meint. Sie ist nicht die Suche nach Neuheit um ihrer selbst willen. Sie ist die konkrete Gestalt einer Erneuerung, in der die Kirche sich von Christus her wandeln lässt, um Christus heute glaubwürdig zu bezeugen. Darum steht Veränderung nicht gegen Tradition. Es gibt vielmehr einen Wandel, der Treue erst möglich macht. Papst Franziskus hat das knapp formuliert: Wir müssen uns ändern, um treu zu sein.

Auch hier bietet *Magnifica Humanitas* eine hilfreiche Orientierung. Die Enzyklika erinnert daran, dass die Soziallehre der Kirche kein geschlossenes System fertiger Antworten ist. Sie stellt weite Perspektiven bereit, die helfen, Wirklichkeit zu deuten, zu unterscheiden und verantwortlich zu handeln. Genau das brauchen wir in der gegenwärtigen Lage: keine vorgespielte Sicherheit, aber verlässliche Leitplanken.

Für unser Bistum heißt das zunächst: Niemand kann seriös sagen, wie die Kirche in zehn Jahren im Einzelnen aussehen wird. Die Bedingungen kirchlichen Handelns verändern sich nicht nur punktuell, sondern grundlegend. Gerade deshalb ist es wichtig, nicht in bloße Reaktion zu geraten.

Solche Leitplanken lassen sich benennen. Wir werden nur dann auf einem guten Weg sein, wenn Christus die Mitte bleibt; wenn die Nähe zu den Menschen wächst und nicht abnimmt; wenn wir missionarischer werden – nicht im Sinn kirchlicher Selbststeigerung, sondern in dem Sinn, dass wir der Wirklichkeit begegnen, wie sie ist, und uns nicht in Bilder einer Kirche flüchten, die es so nicht mehr gibt; wenn wir in einer pluralen Region anschlussfähig bleiben, ohne unser Profil zu verlieren; und wenn wir Pfarreien, andere kirchliche Orte und neue Netzwerke nicht gegeneinanderstellen, sondern aufeinander beziehen.

Die Enzyklika nennt dafür vertraute Grundprinzipien, die auch für unsere pastorale Neuorientierung von Bedeutung bleiben: die unantastbare Würde jedes Menschen, das Gemeinwohl, Subsidiarität, Solidarität und soziale Gerechtigkeit. Das sind keine bloßen Formelworte. Sie stellen konkrete Fragen an unser Handeln: Wo muss Verantwortung näher an die Menschen heran? Wo brauchen lokale Initiativen Unterstützung und Koordination? Und wo müssen wir vermeiden, dass Entscheidungen vor allem der Verwaltung des Mangels, der Logik von Zahlen oder der Selbsterhaltung von Institutionen folgen?

Nicht jede Form, die wir übernommen haben, wird bleiben können. Das ist keine Abwertung dessen, was über lange Zeit sinnvoll und tragfähig war. Aber Dauer allein ist kein ausreichender Grund, etwas fortzuführen. Entscheidend ist, ob eine Form heute noch hilft, das Evangelium glaubwürdig zu bezeugen, Menschen zu erreichen und kirchliches Leben verlässlich zu ermöglichen.

Ein weiterer Akzent der Enzyklika betrifft die Wahrheit. In einer Zeit, in der Kommunikation schneller, Bilder und Stimmen leichter manipulierbar und öffentliche Debatten oft fragmentierter werden, ist Wahrheit immer noch keine private Geschmackssache. Sie ist eine Voraussetzung von Vertrauen. Das gilt für die Gesellschaft insgesamt, und es gilt auch für die Kirche.

Für unsere pastorale Arbeit heißt das: Wir müssen ehrlich sprechen – über Belastungen, Grenzen, Missbrauch und Vertrauensverlust, über zurückgehende Bindungen, sinkende Zahlen und fehlende Ressourcen. Ebenso gehört zur Wahrheit aber auch, dass das Evangelium nicht erschöpft ist; dass viele Menschen ihren Dienst verlässlich tun; dass es weiterhin Suche, Glauben, Verantwortung und die Fähigkeit zum Neubeginn gibt. Christliche Orientierung braucht beides: die Bereitschaft, die Wirklichkeit nicht zu beschönigen, und die Hoffnung, ihr nicht das letzte Wort zu lassen.

Christen sprechen nicht von Hoffnung, weil sie die Lage günstiger einschätzen müssten als andere. Sie sprechen von Hoffnung, weil sie an den auferstandenen Christus glauben. Diese Hoffnung ist kein kirchlicher Optimismus und keine Strategie, um schwierige Befunde abzufedern. Sie ist eine Weise, die Wirklichkeit im Licht des Evangeliums zu sehen: ohne Beschönigung, aber auch ohne Resignation.

Gerade in einer Kirche, die kleiner wird und gesellschaftlich nicht mehr selbstverständlich ist, kommt es auf diese Haltung an. Hoffnung zeigt sich dann nicht zuerst in großen Worten, sondern in einem Stil des Handelns: nüchtern, urteilsfähig, verlässlich und frei von Zynismus. Sie rechnet mit Gott, ohne einfache Sicherheiten zu behaupten. Und sie rechnet mit Menschen, ohne sie auf Mangel, Verunsicherung, Müdigkeit oder Rückzug festzulegen. Sie sieht in ihnen Personen mit Würde, Verantwortung und der Fähigkeit, neu anzufangen.

Von hier aus kann dieser Tag seinen Sinn haben. Er wird uns keine einfachen Lösungen liefern; das wäre auch kein realistischer Anspruch. Aber er kann helfen, genauer hinzusehen, die eigene Praxis zu prüfen und gemeinsam zu fragen, was unter den gegenwärtigen Bedingungen trägt, was verändert werden muss, was wir nicht weiterführen können und wo Neues sinnvoll entstehen kann.

Ich danke allen, die diesen Tag vorbereitet haben – namentlich Herrn Torben Anthony, Frau Jennifer Brink, Frau Sarah Engels, Herr Stefan Glaser, Frau Johanna Ingendoh, Herrn Carsten Ossig, Frau Christina Nestler-Brall, Herrn Dr. Jens Oboth, Herrn Johannes Vutz, Frau Dr. Theresa Kohlmeyer, Herr Jörg Stephan Vogel, Frau Lisa Lepping, Frau Lina Wittemeier und Frau Marlies Woltering. Ich danke Prof. Hobelsberger für den Impuls, den wir gleich hören werden, und allen, die am Nachmittag die Gruppenangebote verantworten. Ihnen allen danke ich für Ihre Erfahrung, Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Bereitschaft, diesen Weg im Bistum Essen kritisch und konstruktiv mitzugehen.

Ich freue mich auf den gemeinsamen Tag mit Ihnen.